

Unter Konteraktionären in der Grugahalle



Von Oliver Jungen

Ich gehöre zu den Bösen. Ich bin Aktionär von RWE. Für einen Tag nur, aber was für einer: der Tag, an dem der Riese wankt. Er wankt, weil er trotz des besten Geschäftsjahrs in der Firmengeschichte wirtschaftlich düstere Zeiten vor sich hat, aber er wankt vor allem, weil endlich – und sei es aus schierer Furcht vor dem Wähler – die Politik zurückgekehrt ist. Verstanden hat man diese gesellschaftspolitische Wende in den Chefetagen der Großkonzerne aber noch kaum. Verklagen will der RWE-Vorstandsvorsitzende Jürgen Großmann den gesamtdeutschen Staat, die Bevölkerung stellt er vor die Wahl: Atomkraft oder Klimakollaps. Er droht mit dem Wiederanfahren der stillgelegten Steinzeitmeiler in Biblis. Er prophezeit Stromausfälle und Milliarden Schäden. Großmanns Einlassungen ein PR-Desaster zu nennen wäre ein Euphemismus.

Wie aber soll er das alles auch verstehen? Der erfolgreiche Deal der Laufzeitverlängerung für die deutsche Atomkraft war der krönende Abschluss einer langen Entwicklung, die finale Demütigung des Gedankens, die Gesellschaft sei der Souverän und die Politik ihr Stellvertreter. Und nun das? Kritik und Hohn an allen Fronten. Eine wütende Sitzblockade junger Menschen verzögert den Beginn der RWE-Hauptversammlung. Plakate hängen im gesamten Versorgungsgebiet, die das wohl bekackteste Firmenmotto aller Zeiten – „VorRWE gehen“ – sinnfällig absaufen lassen. Nur noch „WEG gehen“ ist zu lesen. Der Bonner Ökostromanbieter „Solarworld“ wirbt damit für den privaten Ausstieg. Im eigen-

Showdown in Essen, in der Höhle des Löwen: Auf der Hauptversammlung von RWE artikuliert sich der Widerstand gegen die blinde Fortführung der Atompolitik. Er ist gut geplant und effizient, und wir haben ihn begleitet.

nen Aufsichtsrat murren die kommunalen Vertreter. Selbst die meisten Großaktionäre, welche Großmanns Klage gegen das Moratorium verteidigen, verlangen, der Konzern müsse grüner werden. Mit Atomkraft will niemand mehr offensiv in Verbindung gebracht werden. Der Showdown hat begonnen, an diesem Mittwoch in der Essener Grugahalle.

Ich gehöre zu den Guten. Für diesen einen Tag jedenfalls. Mein Portfolio nämlich ist nicht wirklich meines. Es handelt sich um eingebetteten Journalismus. Ich möchte mir eine besonders effektive Form der RWE-Kritik aus der Nähe ansehen. Der Dachverband der Kritischen Aktionäre vertritt bei dieser Hauptversammlung etwa fünfzehntausend Anteile, die ihm viele Kleinaktionäre per Stimmrechtsübertragung kurzfristig ausgeliehen haben. Er verfügt damit über zahlreiche Eintrittskarten und hat nicht nur mich, sondern auch Vertreter diverser Umweltgruppen mit in den Saal genommen. Jeder von uns hat Stimmrecht, das wir natürlich – wie von den eigentlichen Inhabern erwartet – ausüben: Vorstand und Aufsichtsrat werden nicht entlastet. Doch unser Stimmenanteil fällt kaum ins Gewicht. Wichtiger ist das Rederecht: In der Höhle des Löwen immer wieder harte, aber fundierte und konstruktive Kritik zu äußern und wichtige Fragen zu stellen ist die selbstgestellte Aufgabe der Kritischen Aktionäre. Und das hat mit der Zeit – allein den Dachverband gibt es nun seit fünfundsiebzig Jahren – das Klima der Hauptversammlungen der großen Dax-Konzerne verändert, keineswegs immer zu deren ökonomischem Nachteil.

Wir sitzen, das ist die erste Überraschung nach einem eher basisrevolutionären Vorspiel mit Infotisch und Unterschriftenlisten, auf den allerbesten Plätzen. Unmittelbar vor uns hält der RWE-Vorstandsvorsitzende seine „Klartext“-Rede. Hierher hätte mich der Pressesausschuss nie gebracht. Na ja, sagt Markus Dufner, der Geschäftsführer des Dachverbands, man sei eben eine Aktionärsvereinigung. Er sagt das mit dem Telefon am Ohr, denn er organisiert parallel Interviews mit sämtlichen Nachrichtenkanälen des Landes.

Fünfundfünfzig wird der RWE-Chef, der sich zuverlässig als Kernkraft-Hardliner präsentiert, unterbrochen von flugs hinausbeförderten Demonstranten, die Dinge wie „Großmann nach Fukushima“ rufen. Er verheddert sich kurz, sagt „Meine Damen und Herren, von dem erfolgreichen Abschalten Ihrer RWE profitieren



Protest braucht Farbe und Jugendlichkeit. In Essen herrschten am Mittwoch bei strahlendem Wetter beste Bedingungen dafür.

Fotos Jungen

auch Sie“, meint aber „Abschneiden“ und schaut dabei auf uns, mehrere Reihen von Konteraktionären, die sich zwar tadellos benehmen, aber T-Shirts tragen, auf denen beispielsweise „RWE den Stecker ziehen“ steht. So liberal geht es hier also doch zu?

Man erkennt die Kritiker übrigens auch am Alter. Ansonsten nämlich wirkt die Halle, als hätte man sich in den Musikantenstadl verirrt. Höchst agil jedoch stürzt sich die Mehrheit der Senioren gleich nach Großmanns Rede in den Würstchen-Nahkampf im Untergeschoss. Das ist hier die erste Assoziation bei Siedewasser: Bockwurst. Wer noch einen Zweifel an der Gier von Aktionären hegte, der sehe sich diese Meute an. Eine ältere Frau stopft zehn Brezeln in eine Stofftasche. „Zehn Brezeln!“ Die Servicekraft am Kaffeestand kann es nicht fassen, sogar die Zitronensaftpackchen für den Tee hat sie stapelweise in Handtaschen verschwinden sehen.

Im Saal hat derweil die Aussprache begonnen. Noch im ersten, wichtigsten Rednerblock tragen drei Vertreter des Dachverbands ihre Bedenken gegen einzelne Kohlekraftwerksprojekte und gegen sämtliche Atomkraftpläne von RWE vor. Dufner fragt, ob Großmann, dem er den Rücktritt nahelegt, vielleicht gleich nach dem Unfall in Fukushima mit der Kanzlerin geplauscht habe, dabei insinuiierend, der Schnellausstieg könnte mit Absicht ohne gesetzliche Grundlage organisiert worden sein, eben um den Kernkraftkonzernen eine willkommene Klagemöglichkeit zu schaffen. Und Großmann antwortet tatsächlich: Ja, man habe danach telefoniert, aber über Inhalte eines Gesprächs mit der Kanzlerin gebe er grundsätzlich keine Auskunft. Seinen Ver-

trag bis 2012 beabsichtige er im Übrigen zu erfüllen, was mit Applaus quittiert wird.

Nur Minuten später sehen wir, was von dieser Hauptversammlung in die Welt dringt: RWE hält stur am Atomkurs fest, und kritische Aktionäre fordern Großmanns Rücktritt. Ich bin beeindruckt. So viel Einfluss auf die Meinungsbildung kommt nicht von ungefähr, sondern braucht sorgfältige Vorbereitung. Und eben das ist Dufners Job. Das Büro des Dachverbands befindet sich in einem Hinterhaus in Köln-Ehrenfeld. An diesem Stadtteil lässt sich der neue gesellschaftliche Konsens bestens ablesen. Reiner Zufall ist es wohl, dass die dominierende Großmoschee aus dem Architektenhaus Böhm – horribile dictu – an ein rundum aufgeplatztes Atomkraftwerk erinnert. Doch auch sonst gibt es hier kaum Pfosten oder Türen, die nicht mit der wieder populär gewordenen „Nein danke!“-Sonne verziert wären. Im örtlichen Bioladen werden „Anti AKW-Schnitten“ verkauft, die jeweils zwanzig Cent für Anti-Atom-Gruppen erlösen.

Hier also arbeitet Dufner. Eine bezahlte Teilzeitarbeiterin arbeitet zu, den Rest übernehmen Ehrenamtler. Vollgestopft ist das Büro mit endlos vielen Pappschubern zu sämtlichen Dax-Konzernen. Die Kritischen Aktionäre, die auch Konzernstudien zu Nachhaltigkeitsstrategien verfassen, kennen sie vermutlich besser als manches Aufsichtsratsmitglied.

Zurück zur RWE-Hauptversammlung, die sich schon sechs Stunden hinzieht, ohne dass die Rednerliste wirklich kleiner geworden wäre. Nun werden nacheinander mehrere Frauen von „urgewald“ aufgerufen, einer der dreißig Mitgliedsorganisationen im Dachverband. Sie haben den Engländer Reg Illing-

worth von der Bürgerinitiative in Oldbury herbeigeschafft, weil RWE und E.ON gemeinsam sechs Atomreaktoren in Oldbury und Wylfa errichten möchten. Illingworth sagt, niemand dort sei für den Bau. Man habe Angst. Die Antwort Großmanns ist erstaunlich: Wenn in Biblis die Bürger ihr Atomkraftwerk weiterbetreiben wollten, dann verbiete das die Regierung. In England rede man mit der Regierung, und es sei auch nicht recht. Mehr Missachtung der Sorgen von Menschen, denen man ein Atomkraftwerk neben den Garten setzt, kann man schwerlich zeigen.

Natürlich haben die Gegenanträge keine Chance. Öffentlichkeit mit ihnen herzustellen war denn auch das einzig realistische Ziel. Vielleicht aber ist diese Hauptversammlung, über die so intensiv berichtet wird, eine der wenigen, in welcher der Dachverband als kritisches Gewissen gar nicht so sehr benötigt wird, denn reihenweise protestieren hier auch Aktionäre im eigenen Namen gegen die Verweigerungshaltung von RWE in Sachen Energieende. „Ich habe mich geschämt“, sagt eine zweiundsiebzigjährige Frau, und sie meint die Klage gegen das Moratorium. Das ist keine Frage, niemand muss dazu Stellung nehmen, aber es bleibt haften. Rhetorisch war der GAU in der „Brückentechnologie“ übrigens immer schon angelegt, handelt das berühmteste deutsche Brückengedicht, Fontanes „Brück am Tay“, doch von der Hybris blinder Technikgläubigkeit: „Tand, Tand, ist das Gebilde von Menschenhand.“ Jetzt hat die Auseinandersetzung darum, wie rücksichtslos ein Unternehmen wirtschaften darf, den größten deutschen Stromerzeuger voll erfasst: „Hei! Wie Splitter brach das Gebälk entzwei.“

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Marcel Reich-Ranicki

Kurt Tucholsky

Ideal und Wirklichkeit

In stiller Nacht und monogamen Betten denkst du dir aus, was dir am Leben fehlt. Die Nerven knistern. Wenn wir das doch hätten, was uns, weil es nicht da ist, leise quält.

Du präparierst dir im Gedankengange das, was du willst – und nachher kriegst du sie . . .
Man möchte immer eine große Länge,
und dann bekommt man eine kleine Dicke –
C'est la vie –!

Sie muß sich wie in einem Kugellager in ihren Hüften biegen, groß und blond. Ein Pfund zu wenig – und sie wäre mager, wer je in diesen Haaren sich gesonnt . . .

Nachher erliegst du dem verfluchten Hange, der Eile und der Phantasie.
Man möchte immer eine große Länge,
und dann bekommt man eine kleine Dicke –
Ssälawih –!

Man möchte eine helle Pfeife kaufen und kauft die dunkle – andere sind nicht da.

Man möchte jeden Morgen dauerlaufen und tut es nicht. Beinah . . . beinah . . .
Wir dachten unter kaiserlichem Zwange an eine Republik . . . und nun ist die!
Man möchte immer eine große Länge,
und dann bekommt man eine kleine Dicke –
Ssälawih –!

Sandra Kerschbaumer

Zwischen träumerischer Vorstellung und fehlender Erfüllung

Zuerst scheint es in diesem Gedicht um unerfüllte erotische Wünsche zu gehen: Da liegt einer in „monogamen Betten“ – wieso eigentlich in mehreren, worauf soll uns die Grammatik hier hinweisen? – und denkt mit knisternden Nerven an das, was er gerne hätte. Die Zeilen werfen sich zwischen träumerischer Vorstellung und fehlender Erfüllung hin und her. Dabei springen die Nachtgedanken zwischen „du“ und „wir“ und zeigen gleich, dass die konkrete Szene nicht für ein Einzelschicksal, sondern ein allgemeines Lebensgesetz steht: „Du präparierst dir im Gedankengange / das, was du willst – und nachher kriegst du sie.“ Die Tatsache selbst ist gar nicht komisch, wohl aber die sprachliche Darbietung und der schroffe Gegensatz. Und auch im Folgenden besticht das Gedicht durch seine Kontraste. So prallt der Gestus der klugen Sentenz auf das sinnlich allzu Greifbare: „Man möchte immer eine große Länge, / und dann bekommt man eine kleine Dicke – / C'est la vie –!“ Die Dicke und die Länge zusammen sind eine schöne Allegorie für das Auseinanderfallen von Wunsch und Wirklichkeit.

Die zweite Strophe spinnt den Traum von einer biegsamen Frau unter Verwendung von Lyrismen und Alltagsvergleichen aus, bevor der Sprecher des Gedichts erklärt, warum der Mensch sein Idol für gewöhnlich nicht erreicht. Das Leben ist kurz, er selbst ein triebgesteuertes Wesen. Damen der ersehnten Art wohnen selten in der Nachbarschaft, und das ergibt man sich dem Naheliegenden, dem pummeligen Pragmatismus. Die dritte Strophe weitet den Verrat an der Idee auf Tabakspfeifen und sportliche Ambitionen aus. Die bröckelnden Sätze und Vorsätze liefern die Grundlage für die über-

raschende politische Volte: „Wir dachten unter kaiserlichem Zwange / an eine Republik . . . und nun ist's die!“

Der Hinweis auf die Weimarer Republik und die von ihr enttäuschten Hoffnungen wird durch den Refrain von der kleinen Dicken und der großen Längen ironisiert. Dazu trägt auch die phonetische Schreibweise der französischen Redewendung bei. Der Spruch deutet aber auch auf die Reichweite des Gedichts: „Ssälawih“ kann als gelassen stoische Einsicht in die Unzulänglichkeit des Lebens gelesen werden. Es ist, wie es ist. Wir können nicht alles haben. Zugleich klingt es seufzend und resignativ: Denn wo bleibt die Wirklichkeit, wenn wir sie nicht mehr an Idealen ausrichten und messen?

„Ssälawih“ – Tucholsky verwendet die in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts beliebte Form des Couplets, eines sangbaren, witzig-zweideutigen Liedes mit markantem Refrain, das oft für die Darbietung in Kabarets oder Revuen geschrieben wurde. Die meisten Couplets hielt Tucholsky für stumpfsinnig und forderte deshalb, das populäre Gedicht mit Geist und handwerklichem Können zu verbinden. Er selbst führt die raffinierte satirische Behandlung eines bedenkenswerten Gegenstandes vor. Seine Strophen bewegen sich in gleichmäßigen Jamben. Am Ende überspringt der Kreuzreim einen Vers und verschärft so die Pointe, die das Publikum mitreißen soll.

Mitreißen wollte Tucholsky mit all seinen Gedichten: Mit jenen, die den Blick auf die Menschen und ihren Alltag richteten, aber auch mit den Zeitgedichten, die auf die Tagespolitik und die historische Situation reagierten. Das Couplet „Ideal und Wirklichkeit“, 1929 in der „Weltbühne“ erschienen,

verbindet beide Seiten: Unterhaltsamkeit, Beobachtungsgabe und eine von der Liebe bis zur Politik entscheidende Frage: Besteht ein gelungenes Leben im Abschütteln quälender Maßstäbe und der Hingabe an das Angebot des Tages? Oder muss der Mensch ewig nach dem Höheren streben?

■ Kurt Tucholsky: „Gedichte“.

Herausgegeben von Mary Gerold-Tucholsky. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1992. 834 S., kart., 10,90 €.